

LESEPROBE

**Heather Graham: Rabentot**

MIRA Taschenbuch Band 25586

© 2008 by Heather Graham Pozzessere

Originaltitel: The Death Dealer

Übersetzung: Carla Altenkirch

PROLOG

Es ist nicht leicht, ein Geist zu sein.

Man sollte meinen, es sei das Normalste auf der Welt. Auf einmal bist du tot – damit musst du jetzt leben.

Aber es ist viel komplizierter, als man sich vorstellen kann.

Es beginnt schon mit der einfachen Frage: Warum? Warum wird man ein Geist?

Die Theorien dazu kennt man natürlich: ein gewaltsamer Tod, es muss noch etwas zu Ende gebracht werden, jemand muss beschützt oder gewarnt werden – oder es muss Rache geübt werden.

Rache? Als Geist? Tolle Idee.

Bei mir war es anders. Der Mann, der mich umgebracht hatte, starb bereits Sekundenbruchteile, bevor ich meinen letzten Atemzug tat. Und es war nicht so, dass ich das Leben nicht geliebt hätte, im Gegenteil! Ich ließ Menschen zurück, die mir sehr viel bedeutet haben.

Die große Liebe meines Lebens, Matt Connolly, war mir jedoch schon vorausgegangen. Und er begrüßte mich, als ich ankam.

Oder "hinübergegangen war", wie sie hier sagen. Das Problem ist nur, dass man in Wahrheit gar nicht richtig hinübergeht. Die Welt, in der man von nun an existiert, ist verschwommen und voller Schatten, und nicht selten sieht man, wie etwas Schlimmes passiert – und kann nichts dagegen tun.

Als ich starb, hatte ich bereits eine Ahnung von dem, was kommen würde. Ich wäre schon einmal beinahe gestorben, und ich hatte die Macht des Lichts gespürt, das mich zu sich rief. In den Himmel? Ich weiß es nicht.

Denn damals hatte ich überlebt. Und diesmal blieb ich.

Als Geist.

Und ich weiß, dass das nicht ohne Grund so gekommen ist, auch wenn ich keine Ahnung habe, warum genau. Aber wenigstens bin ich im Gegensatz zu manch anderen ziemlich sicher, dass es einen Grund gibt.

Ich bin vielen begegnet, die viel schlimmer dran waren als ich. Nach meiner Nahtoderfahrung und bevor ich meinen Körper aus Fleisch und Blut endgültig verlassen habe, hatte ich einen seltsamen Draht zu ihnen.

Da ist zum Beispiel Lawrence Ridgeway, Colonel Lawrence Ridgeway, ein ganz reizender Kerl mit einem perfekt getrimmten Schnauzer und Koteletten. Leider kann er nicht einsehen, dass der amerikanische Bürgerkrieg schon vorbei ist. Er war ein wackerer Soldat, der während der furchtbaren Einberufungskrawalle 1863 nach New York kam. Heute bewacht er immer noch seine längst verstorbenen Gefangenen, obwohl ich ihm schon hundert Mal erklärt habe, dass das sinnlos ist. Auch Matt hat versucht, ihm klarzumachen, dass gar keine Häftlinge mehr da sind, aber der arme Colonel Ridgeway kann das einfach nicht verstehen. Ich fürchte, er ist dazu verdammt, für immer in einem ganz bestimmten Flur von Hastings House in Manhattan herumzuspuken – eine tragische Gestalt, die wohl nie zur Ruhe kommen wird.

Marnie Brubaker hingegen starb im Kindbett. Sie ist eine liebenswerte, bezaubernde Frau und liebt die Kinder, die Hastings House besuchen. Kinder sind meist offener für die Anwesenheit von Geistern als Erwachsene, und Marnie spielt gerne mit ihnen. Wenn sie auf der Schulter ihrer Mutter oder ihres Vaters einschlafen, singt sie ihnen Schlaflieder. Aber immer wieder kommt es vor, dass eins von ihnen Angst bekommt und zu schreien anfängt, woraufhin Marnie dann wochenlang deprimiert ist. Sie will doch nur Liebe und Zuwendung geben; aber manchmal wollen eben nicht einmal Kinder von einem Geist getröstet werden.

Es gibt solche wie Colonel Ridgeway, die einfach ihre letzten Handlungen endlos wiederholen. Aber andere lernen, sich in der physischen Welt zu bewegen. Sie gehen durch Mauern, erscheinen und verschwinden nach Gutdünken und lassen Dinge durch die Luft schweben. Jeder Geist kann lernen, alles Mögliche zu tun, solange er den Willen, die Geduld und das Durchhaltevermögen dazu hat.

Ich wurde zum Opfer eines Killers, der schon andere auf dem Gewissen hatte, bevor er mich ermordete. Aber in meiner Welt gibt es keinen Schmerz, besonders nicht für mich. Denn Matt ist hier bei mir, und das ist alles, was zählt. Er starb in der Nacht meines Beinahetodes, und er blieb, um mich zu warnen. Um mich zu retten. Aber das sollte nicht funktionieren. Ich habe mein Leben schließlich gegeben, um Genevieve O'Brien zu retten. Und wenigstens in der Hinsicht war ich erfolgreich. Aber als ehemalige Sozialarbeiterin kann sie einfach nicht damit aufhören, anderen zu helfen, und das bringt sie immer wieder von Neuem in Gefahr.

Und dann ist da noch Joe Connolly, Matts Cousin. Er ist Privatdetektiv und ein toller Kerl. Ein harter Kerl.

Aber keiner ist so hart im Nehmen, dass er dem Tod Paroli bieten könnte. Das Leben ist kein Kinofilm. Die Bösen schießen mit echter Munition, und so kann Joe unseren Schutz manchmal ganz gut gebrauchen, auch wenn er das gar nicht weiß.

Ich glaube, Matt und ich sind entweder wegen Joe oder Genevieve geblieben. Vielleicht auch wegen beiden. Unsere Aufgabe ist es, sicherzustellen, dass ihnen – und vielleicht auch anderen – nichts zustößt.

Nein, es ist nicht leicht, ein Geist zu sein. Es ist vielmehr richtig harte Arbeit, Leute zu beschützen, wenn sie einen die meiste Zeit nicht einmal sehen können und dann auch noch denken, dass sie ohnehin keinen Schutz brauchen.

Joe zum Beispiel. Er besucht gelegentlich die Gräber der Menschen, die er nicht retten konnte – auch Matts und meins. Manchmal bringt er Blumen. Manchmal sitzt er einfach nur da, tief in Gedanken versunken. Und manchmal redet er. Dann sieht er sich um und hofft, dass ihn niemand gehört hat. Schließlich ist es schwer, neue Kunden zu gewinnen, wenn man in dem Ruf steht, geisteskrank zu sein. Aber jeder hat seine eigene Art, mit Verlust umzugehen. Und Joe redet eben mit den Toten in ihren Gräbern.

Auf diese Weise erfuhren wir von den Poe-Morden.

Und über die bekamen auch Joe und Genevieve wieder mehr miteinander zu tun.

Sie stammte aus einem vermögenden Elternhaus und hätte es nicht nötig gehabt, sich mit den Problemen anderer zu beschäftigen. Aber sie konnte es nicht lassen – nicht mal, nachdem sie dabei fast umgekommen wäre.

Und nicht einmal dann, wenn es sich um Mord handelte.

## 1. KAPITEL

Der Unfall geschah auf dem Franklin D. Roosevelt Drive. Joe fuhr gerade an Manhattans East Side entlang und dachte darüber nach, dass es eigentlich erstaunlich war, dass auf dieser viel befahrenen und veralteten Schnellstraße nicht mehr Unfälle geschahen, als plötzlich direkt vor ihm ein Auto in ein anderes prallte. Reifen quietschten, Glas splitterte, Stahl knirschte, weitere Autos stießen zusammen. Ein nachfolgender Wagen konnte nicht rechtzeitig bremsen und wich auf die nächste Fahrbahn aus. Dort wurde er mit voller Wucht von einem anderen Fahrzeug gerammt, das dann auf die nächste Spur zog. Das Auto, das zunächst ausgewichen war, wurde herumgeschleudert, raste gegen die niedrige Betonmauer in der Mitte des Highways und überschlug sich.

Joe gelang es irgendwie, am Rand zum Stehen zu kommen. Er nahm das Handy und wählte die Notrufnummer. Er berichtete, was er sah und wo er sich befand, und lief dann auf die Straße, um zu helfen.

Das Auto, das als Erstes in den Unfall verwickelt worden war, stand ein ganzes Stück weiter vorne, aber die Reihe der kaputten Wagen reichte fast bis zu ihm.

Den Leuten im ersten Wagen, an dem Joe vorbeikam, ging es gut, denen im nächsten auch, und der Fahrer des dritten hatte sich wohl nur den Arm gebrochen.

Bei dem Auto, das sich überschlagen hatte, roch es stark nach Benzin – ein schlechtes Zeichen.

Überall waren Leute und riefen durcheinander, während der nachfolgende Verkehr versuchte, sich ungeachtet der Vorkommnisse einen Weg durch das Chaos zu bahnen.

"Hey, das fliegt gleich in die Luft!", hörte Joe jemanden schreien, als er sich dem Fahrzeug näherte. Er hob eine Hand und signalisierte, dass er verstanden hatte, ging aber trotzdem weiter. Er war kein Superheld, aber er hatte eine Menge Unfälle gesehen, als er noch ein Cop gewesen war, und eine innere Stimme sagte ihm, dass er – todesmutig oder nicht – noch genug Zeit haben würde, um zu helfen.

Das Auto lag auf dem Dach. Der Kopf des Fahrers hing in einem seltsamen Winkel herab, Blut tropfte herunter. Die Augen des Mannes waren geschlossen.

"He, wachen Sie auf! Wir müssen Sie hier rauskriegen! Ich helfe Ihnen!", rief Joe.

"Meine Nichte", murmelte der Mann. "Sie müssen meiner Nichte helfen." Seine Hand griff mit erstaunlicher Kraft nach Joes Arm. "Sie heißt Trish."

Dann erst sah Joe das kleine Mädchen. Sie lag hinten. Sie war zu klein für den Sicherheitsgurt gewesen. Sie war herausgerutscht und lag auf dem Dach, das nun der Boden war. Sie war ganz still, aber Tränen liefen ihr übers Gesicht.

Bemüht ruhig sagte Joe: "Komm, meine Kleine! Gib mir deine Hand!"

Sie sah ihn aus großen blauen Augen an. Sie war vielleicht sieben oder acht und etwas klein für ihr Alter. "Trish", sagte Joe bestimmt, "gib mir deine Hand!"

Erleichtert atmete er aus, als sie es endlich tat. Er bekam sie unversehrt aus dem Wrack heraus, auch wenn sie über Glasscherben krabbeln musste. Sobald er sie in seinen Armen hielt, rannte jemand aus dem Gewusel auf ihn zu.

"Sehen Sie zu, dass Sie hier wegkommen!", rief der Mann, während er ihm das Mädchen abnahm. "Das Auto explodiert gleich!"

"Da ist noch ein Mann drin", widersprach Joe.

"Der ist tot."

"Nein!", entgegnete Joe. "Er lebt noch. Er hat mit mir gesprochen."

Am Rande nahm Joe wahr, dass Sirenen heulten, dass die Dämmerung angebrochen war. Ihm war völlig klar, dass er nicht mehr viel Zeit hatte.

Er legte sich wieder auf den Bauch und rief dem Mann mit dem Mädchen zu: "Die Leute müssen weg, viel weiter weg!"

"Trish?", fragte der Fahrer des Unfallwagens.

"Alles in Ordnung. Sie ist draußen und in Sicherheit. Achtung, ich löse jetzt Ihren Gurt. Versuchen Sie, mir zu helfen."

Er tat sein Bestes, um den Mann abzustützen, nachdem er den Gurt gelöst hatte, aber es war nicht leicht. Es gab nur wenig Platz, und Joe musste sich beeilen.

Aber er bekam den Mann heraus. Er konnte nur hoffen, dass er seine Schmerzen nicht verschlimmert hatte.

"Helft mir!", schrie er, als er den Mann ganz herausgezogen hatte.

Derselbe gute Samariter, der das Kind genommen hatte, kam ihm zu Hilfe. Halb zogen, halb trugen sie den Mann von dem Autowrack weg.

Gerade noch rechtzeitig.

Das Fahrzeug explodierte, Flammen schlugen hoch in die Luft. Wahrscheinlich konnte man sie in halb Manhattan sehen.

Die Druckwelle war gewaltig. Sie fühlte sich an wie eine heiße, große Hand, die Joe, seinen Helfer und den Mann aus dem Auto von den Füßen riss und einige Meter durch die Luft schleuderte, bevor sie hart auf dem Asphalt aufschlugen.

Joe nahm der Landung die Wucht, indem er sich abrollte. Ihm war klar, dass er sie viel besser überstanden haben musste als der Fahrer des Unfallautos.

Einen Moment lang konnte er nicht atmen, so heiß war die Luft.

Dann spürte er schmerzhaft seine Gliedmaßen und den rauen Asphalt in seinem Rücken, und schließlich hörte er auch die Schreie um ihn herum – die Explosion hatte sie verschluckt.

"Alles in Ordnung?", fragte er den Mann, der ihm geholfen hatte.

"Ja. Und bei Ihnen?"

"Auch."

Im nächsten Augenblick hockte schon ein junger Sanitäter neben ihm. Joe versuchte, sich aufzurappeln.

"Immer mit der Ruhe! Bewegen Sie sich nicht, bis wir sicher sind, dass Sie sich nichts gebrochen haben", sagte der Sanitäter.

"Es ist nichts gebrochen. Mir geht's gut", entgegnete Joe. "Aber der Mann, der mir geholfen hat ..."

"Der wird bereits versorgt."

"Und der aus dem Auto? Ich glaube, er hat ziemlich was abgekriggt."

"Wir, äh, wir kümmern uns bereits um ihn", antwortete der Sanitäter. Dann fügte er hinzu: "Das Mädchen hat es übrigens gut überstanden. Alle reden schon davon, wie Sie ihr das Leben gerettet haben."

"Okay, großartig!", sagte Joe. "Aber der Mann braucht ..."

"Es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber er ist tot."

"Ich hatte gedacht, er könnte es schaffen."

Der Sanitäter schwieg ein paar Augenblicke. Dann sagte er mit sanfter Stimme: "Sie haben das sehr gut gemacht. Aber der Mann ... Er ist bereits während des Unfalls gestorben. Er hat sich das Genick gebrochen."

"Das kann nicht sein. Er hat mit mir gesprochen."

"Völlig unmöglich, Sie müssen sich getäuscht haben. Der Mann kann nicht mit Ihnen gesprochen haben. Er war tot seit dem ersten Aufprall. Ganz sicher. Genickbruch. Wenigstens musste er nicht leiden ..." Während er sprach, zog der

Sanitäter ein Stethoskop hervor. Offensichtlich glaubte er Joe nicht, dass ihm nichts fehlte.

Joe war mittlerweile wieder zu Atem gekommen. Er schob das Stethoskop beiseite und setzte sich auf. Er starrte den Sanitäter an. Was wusste der schon? Er war schließlich kein Gerichtsmediziner.

"Der Mann war noch am Leben! Er hat mit mir geredet. Ich hätte das Mädchen gar nicht gesehen, wenn er mir nicht gesagt hätte, wo ich sie finde."

"Natürlich. Wenn Sie meinen."

Joe merkte, dass er nicht ernst genommen wurde. "Und nehmen Sie dieses Ding weg! Ich sagte Ihnen doch, bei mir ist alles in Ordnung."

Er wusste, dass der Sanitäter nur seine Pflicht tat, aber es ging ihm wirklich gut. Abgesehen davon, dass dieser Junge ihm weismachen wollte, der Mann sei bereits tot gewesen.

"Sir, lassen Sie mich Ihnen doch helfen!"

"Sie wollen mir helfen? Dann bringen Sie mich hier weg, verdammt noch mal!", erwiderte Joe. "Aber schnell!"

"Ich hole nur rasch eine Tragbahre."

"Gut." Joe war alles recht, solange es nur diesen Kerl aus dem Weg schaffte.

Sobald der Sanitäter verschwunden war, atmete Joe tief ein und stand auf. Verdammt, tat das weh! Es fühlte sich an, als wäre er sandgestrahlt worden, und er war immerhin keine achtzehn mehr.

Er sah, dass es keine Möglichkeit gab, die Unfallstelle in seinem eigenen Auto zu verlassen. Also gab es nur eins: Er musste zu Fuß gehen.

Und das tat er. Es ging leichter, als er gedacht hatte, aber es herrschte ja auch immer noch das reinste Chaos zwischen all den Wracks, und ein einzelner Fußgänger fiel da gar nicht auf. Als er den Schauplatz verließ, nahm er die vielen Stimmen wahr: die meisten beunruhigt oder besorgt, manche auch nur aufgeregt. Immer mehr Polizeiautos und Krankenwagen fuhren an ihm vorüber.

Er ging über den Seitenstreifen in die Richtung, aus der er gekommen war, verließ den Highway über eine Auffahrt und winkte ein Taxi heran. Der Fahrer verzog bei seinem Anblick keine Miene. Das war New York.

Joe nannte ihm eine Route nach Brooklyn, die nicht über den Highway führte.

Als er endlich zu Hause war, duschte er und zog sich um. Dann ging er ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein. Er wollte die Lokalnachrichten sehen.

Der Unfall war die Hauptmeldung.

"Es gab zwölf Verletzte, die nun in verschiedenen Krankenhäuser in der Umgebung medizinisch versorgt werden", sagte die gut aussehende Nachrichtensprecherin. Ihre Miene war ernst. "Ein Mensch kam ums Leben. Adam Brookfield starb, als sein Auto auf eine Betonmauer prallte und sich überschlug. Die Ärzte stellten fest, dass Mr Brookfield sofort tot war. Allerdings zog ein Helfer, der den Unfallort später unerkant verließ, seine Leiche aus dem Auto, nur wenige Augenblicke, bevor es explodierte. Der Mann rettete auch Mr Brookfields sechsjährige Nichte Patricia. Sie liegt im St. Vincent's Hospital und ist wohlauf. Ihre Eltern sind bei ihr."

Die Frau drehte sich mit ihrem Stuhl und sah in eine andere Kamera. Der nüchterne Gesichtsausdruck verschwand, und sie lächelte. "An diesem Wochenende trifft sich im Kennedy Center der Amerikanische Chorverband, und außerdem sei daran erinnert, dass im Metropolitan Museum of Art heute Abend eine Sonderführung durch die Altägyptische Sammlung stattfindet. Im Anschluss gibt es auch ein Galadinner, dessen Erlöse archäologischen Ausgrabungen hier in New York zugutekommen. Und jetzt ..."

Joe hörte nicht länger zu. Er ärgerte sich.

Dieser Mann, Adam Brookfield, war am Leben gewesen, er hatte sich mit ihm unterhalten. Es war Blödsinn, dass er bei dem Aufprall gestorben sein sollte. Wenn er tot gewesen wäre, hätte er schließlich nicht sprechen können.

Joe warf einen Blick auf die Uhr. Es würde noch Stunden dauern, bis er nach seinem Auto sehen konnte, aber wahrscheinlich würde es ohnehin abgeschleppt werden. Mist!

Er war auf dem Weg zu dem Wohltätigkeitsessen im Museum gewesen, als ihm der Unfall dazwischenkam. Jetzt beschloss er, es sein zu lassen. Er machte sich lieber auf den Weg nach Manhattan, wo es eine Kneipe gab, die er in letzter Zeit sehr gerne besuchte.